

Elisabeth Klaus

Multimedial und multifunktional – Mehr Männlichkeit ins schöne neue Heim?

Manuskript des Vortrags den Dr. Elisabeth Klaus am 21. Oktober 1996 an der FernUniversität - Gesamthochschule in Hagen gehalten hat. Die Verantwortung für den Inhalt trägt allein die Autorin.

Einleitung

Ein trautes Bild: Der Vater vor dem Computer, Fax, Telefon und Kaffeetasse daneben, der Sohn, vielleicht zwei Jahre als, artig und fröhlich lächelnd an einer Flache nuckelnd. Der Untertitel spricht aus, was schon das Bild verraten soll: „Babysitten während der Arbeit ist auf der Datenautobahn kein Problem mehr. Zu Hause kann der Vater an einem multifunktionalen PC mit Kollegen kommunizieren und Aufträge abwickeln.“ (Thierbach 1995: 15) So ist es zu sehen und nachzulesen im Dossier „Datenautobahn“ im *Spektrum der Wissenschaft*, so oder so ähnlich verheißen es uns die an der neuen Technik Verdienenden oder von ihr Begeisterten. Beruf und Babysitten reibungslos miteinander zu vereinbaren und auch den Männern die Erziehungsaufgaben schmackhaft zu machen – dafür streiten Frauen schon eine ganze Weile, allerdings mit mäßigem Erfolg. Macht Multimedia jetzt möglich, was in 25 Jahren Frauenbewegung nur unzureichend gelang? Bringt Multimedia mehr multifunktionale Männlichkeit ins schöne neue digitale Heim? Erschafft die Technik „neue Männer“, aufmerksame, kompetente Partner und fürsorgliche Väter, und vollendet so das feministische Projekt?

Die Gesellschaft für deutsche Sprache kürte „Multimedia“ zum Wort des Jahres 1995. Zurecht! Das Zauberwort gibt eine wunderbare Hülle für Hoffnungen und Ängste, für Phantasieereisen jedweder Art und Couleur ab. Achten Sie einmal darauf: Wo Multimedia auftaucht, ist die Zukunft nicht weit. Multimedia ist zum Synonym für Zukunft und tiefgreifenden Wandel geworden. Das *Spiegel special* heißt „Die Multimedia-Zukunft“ und das Computer-Journal des *Stern* „Die Info-Revolution“. Selten wird über die Gegenwart, noch seltener über die Vergangenheit gesprochen, wenn von Datennetzen und Computern, von neuen Diensten und der Verschmelzung ehemals getrennter Technologien die Rede ist. So wird nahegelegt, die als revolutionär bezeichnete technologische Entwicklung determiniere das soziale Miteinander; die neuen Informations- und Kommunikationstechnologien hielten Lösungen für unsere gesellschaftlichen Probleme bereit, oder auch andersherum zerstörten hinter unserem Rücken das Sozialleben.

Auch in Bezug auf die Geschlechterfrage gibt es beide Positionen. Beispielsweise in der Haltung zum Internet, das den Anschluß an die Multimedia-Zukunft gewährleisten soll. Derzeit gilt es zurecht noch als Medium pubertierender junger Männer. Den noch ungenauen Schätzungen zufolge verzeichnet das Internet in Deutschland lediglich 5-20% Frauen unter seinen NutzerInnen, während es in den USA bereits ein Drittel sein sollen – Tendenz steigend.

Die Positionen von Frauen zum Internet reichen von der prinzipiellen Ablehnung bis hin zur Aufforderung, dieses verstärkt im Interesse von Frauen und einer Veränderung des Geschlechterverhältnisses zu nutzen. Die einen betonen in ihrer Argumentation, daß das Internet unter Ausschluß von Frauen entstanden ist und seine Anwendungsmöglichkeiten weitgehend von Männern bestimmt wurden. Beweise für die damit gegebenen neuen Formen des Sexismus, der Verstärkung der Diskriminierung von Frauen und der Abwertung ihrer Lebensäußerungen und Erfahrungsorte gibt es genug. Überzogen hat eine Beobachterin von virtueller Gewalt und Cyberpornographie formuliert: „Man kann behaupten, daß ‚CD-ROM‘ fast ein Synonym für Computer pornos ist.“ (Gerstendörfer 1994: 21)

Die anderen dagegen beschreiben begeistert ihre Erfahrungen mit dem Internet, verweisen auf die damit gegebenen Möglichkeiten, neue kommunikative Netzwerke zwischen Frauen zu etablieren, neue Koalitionen zu schaffen und massenmedial unterdrückte Informationen zu verbreiten.¹ Der Name des amerikanischen Frauennetzes „Virtual

¹ Vgl. dazu beispielhaft das Hauptreferat von Karin Spaink bei der Konferenz „Women & Media in the Nineties“ am 17-18. November 1995 in Nijmegen, veranstaltet von der Kommission Women's Studies Netherlands und Northrhine-Westfalia (Tagungsbericht in Vorbereitung).

Sisterhood“ macht deutlich, worum es geht: Um die Eroberung eines eigenen Frauenraums im Cyberspace, um die Schaffung eines Weiberspace. Die Befürworterinnen führen immer wieder *ein* Beispiel ins Feld: ZaMir, ein Computernetz, daß via Bielefeld Städte in Ex-Jugoslawien miteinander in Kontakt brachte und mitten im Krieg eine Verbindung „Für den Frieden“ schaffte. Für die Frauen in den von jeglichen Informationen abgeschnittenen Städten bot ZaMir die Möglichkeit zum Erfahrungs- und Wissensaustausch und zur gegenseitigen Unterstützung.²

Ich halte alle bisher vorgebrachten Argumente in der polarisierten Debatte um die Teilnahme der Frauen am Internet und an anderen multimedialen Entwicklungen für bedenkenswert, aber auch für noch unausgereift. So will und kann ich mich nicht auf die eine oder andere Seite schlagen. Mein Ziel ist es vielmehr, in meinem Beitrag Anstöße zu geben, um die Frage präziser stellen zu können, um die es in der Auseinandersetzung geht: ob denn nun die neuen technischen Möglichkeiten die gesellschaftliche Geschlechterungleichheit verfestigen oder aufweichen werden. Dabei betone ich – dem Zeitgeist zum Trotz – die Vergangenheitsbindung der neuen Informations- und Kommunikationstechnologien und zeige die gesellschaftliche Tradition auf, in der die unter dem Schlagwort Multimedia zusammengefaßten Entwicklungen auch stehen. *Multimedia sehe ich als neue Stufe in jenem gesellschaftlichen und das Geschlechterverhältnis zentral berührenden Prozeß, in dem sich Öffentlichkeit immer deutlicher privatisiert. Als ein Motor und ein Mittel dieser mobilen Privatisierung des Menschen ist Technologieentwicklung, Technologieanwendung und -aneignung mit dem Geschlecht verwoben.*

Im folgenden werde ich

1. über Multimedia und die Privatisierung der Öffentlichkeit nachdenken,
2. exemplarisch danach fragen, was passiert, wenn Männer im Heim arbeiten,
3. einige Zwischengedanken zum Verhältnis von Technologien und Konsumpraxen vorstellen, und schließlich
4. das Konzept der „gendered technologies“ skizzieren.

1. Multimedia und die Privatisierung der Öffentlichkeit

1974, also technologisch gesehen in jener grauen Vorzeit, in der die Mainframes noch ganze Räume füllten und mit Lochkarten gefüttert wurden, veröffentlichte der englische Kultursoziologe Raymond Williams ein Buch über das Fernsehen. Aber obwohl das Kernstück Multimedias, der PC, noch nicht einmal entwickelt war, schrieb Williams schon damals über das interaktive Fernsehen. Auch das Videofon, Videokonferenzen, Video-on-demand, Electronic Mail, Telekonferenzen und strukturierte Lernprogramme sind keine Erfindungen der 90er Jahre (vgl. Dutton 1995). Bewahrt der Blick in den Rückspiegel generell vor mancher Fehleinschätzung, so gilt das insbesondere, wenn über die sozialen Anwendungen und die gesellschaftlichen Auswirkungen technologischer Entwicklungen nachgedacht wird. Wer auf der Info-Highway nur geradeaus stiert übersieht so manches.

Raymond Williams (1974: 26) hat die gesellschaftlichen Veränderungen, die mit der Verbreitung von Rundfunk, Auto, Telefon, Fotoapparaten und elektrischen Haushaltsgeräten in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts Hand in Hand gingen, als mobile Privatisierung („mobile privatization“) bezeichnet. Er sprach damit zwei auf den ersten Blick widersprüchliche, aber bei genauerem Hinsehen eng miteinander verwobene Tendenzen der städtischen Lebensweise an: auf der einen Seite erhöhte sich die Mobilität der Menschen und

² Meines Wissens hat aber auch noch niemand sich die Mühe gemacht, zu untersuchen, welche Informationen und Gerüchte über ZaMir, welche durch die internationale Presse und welche durch die kriegführenden Parteien verbreitet wurden und wie der jeweilige Wahrheitsgehalt sich aus heutiger Perspektive darstellt.

vergrößerte sich ihre Anteilnahme am Weltgeschehen, auf der anderen Seite zogen sie sich immer mehr in ein scheinbar selbstgenügsames, vermeintlich autarkes familiäres Heim zurück.

Telefon, Auto, Radio, später auch das Fernsehen brachten die Öffentlichkeit nicht zum Verschwinden, sondern privatisierten sie, indem sie den Konsum in die häusliche Sphäre verlagerten und so die Bedeutung des außerhäuslichen Raums verringerten. Unvermittelte, spontane Kommunikation und direkte soziale Kontakte wurden zunehmend durch vermittelte und indirekte Kommunikationsformen, also durch Massenkommunikation ersetzt. Während sich die KonsumentInnen aber in die Privatsphäre zurückzogen, die Wohnungs- oder Autotür hinter sich und vor den Blicken anderer verschlossen, ermöglichten die neuen Technologien es zugleich, die Welt ins Haus zu holen. Insbesondere die Massenmedien funktionieren wie das einseitig verspiegelte Fenster in der Psychologenpraxis oder im Polizeipräsidium – nur anders herum. Von außen kann niemand ungebeten herein schauen, aber von innen können die NutzerInnen hinaus sehen, ferne Orte besichtigen und bei fremden Menschen zu Gast sein. Nicht das Internet, sondern Radio, später das Fernsehen brachten den Menschen zuerst eine virtuelle Realität ins Haus, schufen den Cyberspace.

Multimedia, deren Kernstück die interaktive Integration von Bildern, Texten und Tönen ist, stellt sich dann nicht als etwas gänzlich Neues, als Bruch mit der massenmedialen Vergangenheit, sondern als eine neue Stufe in jenem Prozeß dar, der uns gleichzeitig zu Privatmenschen und Kosmopoliten macht, der uns zugleich isoliert und mit der ganzen Welt verbindet, der Lebensweisen ausdifferenziert und individualisiert und dennoch in eine einheitliche Norm bringt. Statt am einseitig verspiegelten Fenster zu stehen, das nur einen begrenzten Blick auf die Welt freigibt, vervielfältigen sich die Bilder, gewähren ebenso Wahlfreiheit wie sie zum Auswählen nötigen. Multimedia verwandelt jede einzelne Wand in einen großflächigen Spiegel, wenn wir das wollen.

Neue Wortgetüme deuten die Veränderungen an und verraten zugleich die Kontinuitäten: Wir schwimmen nicht mehr mit dem Strom, sondern surfen durch die Informations- und Bilderflut, wir fahren nicht mehr auf der Landstraße, sondern brettern über die Datenautobahn. „A world of information at your fingertips,“ verspricht ein führender Datenbankanbieter (ESA-IRS) und benennt damit den Kern privatisierter Öffentlichkeit: Der tippende Finger auf der Tastatur holt die Welt in die Privatsphäre – genau wie früher der Druck auf die Ein-, Um- und Ausschaltknöpfe oder das Betätigen der Wählscheibe. Mag diese Welt sich auch bunter, vielfältiger, schneller und lauter geben, mag sie Individual- und Massenkommunikation auf neue Weise zusammenbringen und neue Mischformen schaffen, so steht sie dennoch *auch* in einer Kontinuität mit gesellschaftlichen Entwicklungen, die für uns längst alltäglich und vertraut geworden sind, wenn wir sie auch nach wie vor nur unzulänglich begreifen und verstehen.

Die mobile Privatisierung der Menschen traf und trifft Männer anders als Frauen. Das scheinbar selbstgenügsame familiäre Heim wurde zum Ort der – zunehmend medial verbrachten – Freizeit für Männer und blieb zugleich ein Arbeitsplatz für Frauen, unabhängig davon, ob diese nun erwerbstätig waren oder nicht. Haus und Familie war die Frauen zugeschriebene Wirkungssphäre, in ihren Händen lag die familiäre Reproduktion und die Verantwortung für den familiären Konsum – und liegt sie weitgehend noch. Wenn Frauen ihren Alltag beschreiben, dann fehlt bis heute zumeist die scharfe Trennung zwischen Arbeitsplatz und Heim, zwischen Beruf und Freizeit, zwischen Öffentlichkeit und Privatsphäre, zwischen außen und innen – Trennungen, die für das Selbstkonzept der bürgerlichen Gesellschaft allgemein und für das Alltagsverständnis von Männern insbesondere grundlegend sind (vgl. z.B. Morley 1986; Silverstone 1994: 52-77).

Multimedia mischt nun die Karten neu und verspricht verbesserte Spielregeln, die die Gewinnchancen für Frauen im Streit darum, wer die privaten Reproduktionsaufgaben

übernimmt, erhöhen könnten. Die Möglichkeiten von Teleshopping, Telebanking, Telelearning und Telearbeit stellen alte und zum Teil hart erkämpfte Strukturierungen im männlichen Lebenszusammenhang in Frage. Die selbstverständlichen und für die Gestaltung des Lebens grundlegenden Unterscheidungen zwischen Alltag und Wochenende, Arbeitszeit und Freizeit, Arbeitsplatz und Heim verschwimmen zusehends. Der Computer, jene Maschine, die für die Werkstätten und die Arbeitsplätze entwickelt wurde, soll schon bald auch alle elektrischen Geräte im Haushalt steuern und überwachen. So kommt die Arbeitswelt ins Haus. Wird dann das in die „Männerwelt Beruf“ und „Frauenwelt Familie“ halbierte Leben (Beck-Gernsheim 1980) auf technischem Wege wieder zum organischen Ganzen? Gibt es die High Tech-Lösung für die Sehnsucht nach der Einheit von Arbeiten und Privatleben, wie es die Wortschöpfungen vom „global village“ und „digitalem Dorfbrunnen“ verheißen? Und werden in dieser „virtuellen Realität“, um bei der Metapher zu bleiben, die Männer das lebenspendende Wasser aus dem Brunnen schöpfen und auf dem Kopf nach Hause tragen? Werden sie sich in der Multimedia-Zukunft dank ihrer Kompetenz am Computer und aufgrund ihrer weitgehenden Monopolstellung in den Netzen an den Reproduktionsaufgaben beteiligen, einkaufen, die Waschmaschine bedienen, Kinokarten bestellen, Babysitter organisieren, mit den Kindern Schulaufgaben machen und spielen? Gehört dann nicht nur samstags, sondern jeden Tag der Papi „uns“? Multimedia und Telearbeit als Revolutionäre der Geschlechterbeziehungen?

2. Männer arbeiten im Heim: Lehren aus Vergangenheit und Zukunft

Exemplarisch will ich die Tragfähigkeit solcher Gedanken an einer in diesem Zusammenhang zentralen Frage testen: Was bedeutet es, wenn nun auch für die Männer das Heim zum Arbeitsplatz wird? Möglichen Antworten auf die Frage nach den Folgen der Teleheimarbeit von Männern versuche ich mit Blick auf die Vergangenheit und im Rückgriff auf vorliegende Zukunftsszenarien näher zu kommen.

In der Vergangenheit stoße ich zunächst auf einen Heimarbeiter, der mit der Welt draußen überaus erfolgreich kommuniziert hat, nicht mit Hilfe des Computers und eines Bildschirms und via Datennetzen, sondern vor allem mit Papier und Feder. Ein Heimarbeiter und Vater. Seine älteste Tochter erinnert sich: „Er war anders als andere Väter. Dies wußten wir früh, denn wir waren nicht dumm und konnten vergleichen. Andere Väter frühstückten mit der Familie, gingen ins Geschäft, ins Büro, in die Fabrik. Den unseren sahen wir erst beim Mittagessen. Inzwischen war er nirgends hingegangen – höchstens spazieren. Er arbeitete im Arbeitszimmer... Das Arbeitszimmer war heilig, – ein Raum, den man nur betrat, wenn man eingeladen wurde... Auch, daß er so fleißig war, machte uns Eindruck. Niemand zwang ihn dazu, er hatte keinen Vorgesetzten, auffallender Weise *wollte* er fleißig sein; er *mußte*, offenbar und von innen heraus, immerzu schreiben oder – mindestens – nachdenken. Deshalb war er oft zerstreut und konnte sich um uns nicht viel kümmern. Wenn er schrieb oder nachdachte, brauchte er Ruhe, und wir hatten leise zu sein. Wenn wir das vergaßen, wurde er fuchsteufelswild. Sonst nie.“ (Mann 1988: 7)

Von heute aus gesehen erscheint das Familienleben des „Zauberers“, wie seine Kinder Thomas Mann nannten, trotz selbständiger, frei einteilbarer Heimarbeit weder verzaubert noch zauberhaft. Katia Mann, eine Enkelin der Frauenrechtlerin Hedwig Dohm, studierte bei Röntgen Experimentalphysik, als sie Thomas Mann kennenlernte. Nach der Heirat und nach der Geburt der ersten Kinder brach sie das Studium ab. Die Frau hinter dem berühmten Schriftsteller, das „Mielein“, kümmerte sich um all die Alltagsgeschäfte, die Thomas Mann vom Denken abgehalten hätten. Sie leitete den großen Haushalt, bereitete die zahlreichen Gesellschaften vor und bewirtete die vielen Gäste im Hause Mann und bewies damit jene organisatorische Kompetenz, die der zerstreute Romancier nicht besaß. Katia Mann war es,

die die sechs Kinder des Ehepaars daran hinderte, das Arbeitszimmer des Vaters zu stürmen oder seine Mittagsruhe mit kindlichen Sorgen zu stören. Vor allem Golo und Klaus Mann fanden in die Geschichte und die Lexika Eingang – als Söhne Thomas Mann, wie in anderen Familien versorgt und erzogen von der Mutter.

Thomas Mann wünschte sich als erstes Kind einen Jungen, einen Stammhalter. Ein Mädchen sei doch nichts Ernsthaftes, beantwortete er die Frage der Frauenrechtlerin Hedwig Dohm, der Großmutter Katia Manns. Auch diese war nach ihrem eigenen Bekunden „immer verärgert“, wenn sie ein Mädchen bekam (Mann 1974: 29). Erika Mann, das älteste Kind des Ehepaars Mann, hätte also eigentlich ein Junge werden sollen. Erika Mann hat uns jene Erinnerung an den Heimarbeiter und Familienvater Thomas Mann vermacht, aus der unverhohlen die Bewunderung für den im Haus arbeitenden und doch immer fernen Vater spricht. Sie war eine der „neuen Frauen“ der 20er Jahre. Sie rauchte, fuhr Auto, gründete ihr eigenes Kabarett, schrieb und redete später in der Emigration über Nazideutschland und war als Auslandskorrespondentin im 2. Weltkrieg akkreditiert. Erika Mann verbrachte die letzten 20 Jahre ihres Lebens als „die zweite Hand“ Thomas Manns und als Nachlaßverwalterin der Werke ihres Bruders Klaus und ihres Vaters. Knappes Fazit des Blicks in die Vergangenheit: Dieser Heimarbeiter hat die Geschlechterverhältnisse jedenfalls nicht verändert.

Versuchen wir es also mit einem Blick in die Zukunft. Unweigerlich scheint die Beschäftigung mit den neuen Informations- und Kommunikationstechnologien die Phantasie anzuregen und Zukunftsvisionen hervorzubringen. Das folgende Szenario, aus dem ich einige Ausschnitte vorlesen möchte, wurde 1995 vom Institut für Zukunftsstudien und Technologiebewertung in Berlin für das Büro für Technikfolgen-Abschätzung beim Deutschen Bundestag erstellt (Gaßner/Kuom/Schulz 1995: 54-67; vgl. auch Schulz/Staiger 1993: 131-140). Es ist Teil eines Gutachtens mit dem vielversprechenden Titel „Multimedia im Privathaushalt. Grundlagen, Chancen, Herausforderungen“. Begeben wir uns also auf die Reise in „Das multimediale Zuhause der Familie P.“, lassen wir uns auf die „Momentaufnahme“ im Jahre 2015 ein und begleiten wir die Eltern Mirko und Susanne P., die mit ihren beiden Kindern seit zwei Jahren ein „Häuschen im Grünen haben“, in ihrem Alltag.

„Da beide berufstätig sind, hatten sie sich von der zeitweisen Beaufsichtigung ihrer beiden Kinder über das Vidifon große Vorteile erhofft. Als jedoch die Kinder bereits nach kurzer Zeit zahlreiche Schlupfwinkel in der Wohnung gefunden hatten, die von keinem der drei Apparate einsehbar sind, suchten sie sich doch wieder eine Studentin als Babysitterin. Gut bewährt hat sich hingegen der sogenannte ‚Elternruf‘. Durch einen einzigen Knopfdruck am Telegerät zu Hause wird umgehend eine Vidifonverbindung mit dem Multihandy hergestellt, das einer der beiden Eltern immer dabei hat. So konnte Mirko seinem siebenjährigen Sohn Kevin erst letzte Woche die richtigen Anweisungen geben, als die Regeleinrichtung der Raumklimasteuerung im Kinderzimmer ausgefallen und die Zimmertemperatur innerhalb kurzer Zeit auf über 30 Grad angestiegen war. Das Nesthäkchen Nadja hatte nämlich das Zimmer partout nicht ohne ihre vielen Kuscheltiere verlassen wollen. Unter Mirkos Anleitung konnte Kevin die richtige Sicherung auslösen und somit den Wärmerückgewinnungsgenerator abschalten...“

Mirko hat früher nicht in einem Work-Center sondern zu Hause gearbeitet. Damals ging er nach dem Frühstück im Familienkreis allein in sein Arbeitszimmer, das sich in einem kleinen Gartenhäuschen auf ihrem Grundstück befindet. Die räumliche Distanz zwischen Wohnhaus und Arbeitsraum war ihm damals sehr wichtig, da dies für ihn eine wichtige Voraussetzung für die Trennung von Arbeit und Freizeit darstellt. Trotzdem war er bei Bedarf immer für die Kinder ansprechbar. Der Streß in seiner jetzigen Tätigkeit läßt jedoch die Kinderbetreuung ‚nebenbei‘ nicht mehr zu...

Wenn er am frühen Nachmittag wieder nach Hause kommt, ist er meist vor Susanne da, während Kevin und Nadja noch auf dem Spielplatz oder im Garten sind. Mirko setzt sich dann erst einmal in aller Ruhe vor das Teleggerät und schaut Nachrichten... Nach den News (...) entscheidet sich Mirko für seine Lieblings-Comedy-Serie. Zur Einführung läßt er sich noch einmal die Gags und Highlights der letztwöchigen Folgen in einer fünfminütigen Kurzfassung vorspielen. Danach beginnt die neue Folge. Gerade als es spannend wird, kommt Nadja laut heulend zur Tür herein. Seufzend drückt Mirko auf die Stoptaste der Fernbedienung, um seine Tochter trösten zu können. Fünf Minuten später sitzt er wieder vor dem Fernseher, spult die Folge um eine Sequenz zurück, um den Anschluß nicht zu verlieren und lehnt sich wieder zufrieden in seinen Sessel zurück...“ (Gaßner/Kuom/Schulz 1995: 54-58)

Das ist, leicht gekürzt, was das Szenario über Mirko und seine familiäre Rolle Preis gibt. Als ich es das las, versetzten mich vor allem die Kinder aus dem Jahre 2015 in Erstaunen, die sich so ordentlich und vernünftig verhalten und den Tagesablauf der Eltern so gar nicht stören. Anders als Thomas Mann braucht Mirko nicht einmal fuchsteufelswild zu werden, um Ruhe zu haben. Ich frage mich, welche multimediale Entwicklung dafür verantwortlich ist, daß die Kinder der Zukunft sich so rücksichtsvoll, lautlos und unbemerkt in den Garten oder auf den Spielplatz verziehen, damit ihre Eltern sich nach getaner Arbeit vor dem Teleggerät ausruhen können? Welche digitale Technologie wohl bewirken mag, daß laut heulende Kinder sich von den Eltern in Windeseile trösten lassen, um dann gleich wieder – wohin auch immer – zu verschwinden? Einmal abgesehen davon, daß diese Kinder gegen die Verlockungen des Fernsehens immun zu sein scheinen: Gibt es im Jahre 2015 kein Bedürfnis nach elterlicher Zuwendung, kein Mitteilungsverlangen der Kinder, kein Buhlen um Aufmerksamkeit? Und wie steht es mit Schulaufgaben, die besprochen werden müssen, Problemen, die zu lösen sind, und den elterlichen Chauffeurdiensten zur Musikschule, zum Schwimmen und zum Turnverein? Muß im Jahr 2015 keine Hausarbeit verrichtet, kein Essen vorbereitet, keine Wäsche gewaschen, kein Einkauf getätigt, nichts sauber gemacht werden, müssen keine Sozialkontakte gepflegt werden?

Vermutlich schon! Allerdings scheint es den KonstrukteurInnen dieses und anderer Zukunftsszenarien sehr schwer zu fallen, sich den „neuen Mann“, den aktiven Vater des Jahres 2015 bei solchen Verrichtungen vorzustellen. Bei genauem Hinsehen ist denn auch gar nichts neu an den prognostizierten Geschlechterbeziehungen der Zukunft. Frau P. arbeitet zwar, scheint aber von mütterlichen Schuldgefühlen nicht geplagt zu werden. Ihre Beziehung zu den Kindern ist es nicht einmal der Erwähnung wert, womit zugleich die Chance vertan wird, sie zu reflektieren. Die Gretchenfrage berufstätiger Eltern: „Wer betreut die Kinder?“ wird dessen ungeachtet ganz konventionell entschieden: Eine Studentin löst diese Aufgabe. Frauen als Babysitter, Tagesmütter, Au Pairs, Putzhilfen – alltägliche Notlösung für Berufstätige im Konflikt zwischen Familienaufgaben und Erwerbsarbeit – das ist alles andere als Zukunftsmusik.

Der Mann als Heimarbeiter arbeitet dort gar nicht, sondern besitzt dafür sein eigenes Gartenhäuschen. Jedoch ist selbst diese Lösung nicht von Dauer. Der „berufliche Streß“ verhindert Mirkos längerfristige Betreuung der Kinder. Auch im Jahre 2015 scheint als kontinuierliche Bezugsperson für den Nachwuchs kein Vater in Sicht. Eher noch wird das Vidifon perfektioniert, damit die Kinder fürderhin in der Wohnung keine Schlupfwinkel mehr finden. Dank dieses technischen Geräts darf Mirko aber schon jetzt in unserer Geschichte die Rolle einnehmen, die Männer anscheinend besonders liebt: Er darf Anweisungen erteilen und anleiten. Wer sonst außer den technikkompetenten Männern wäre imstande ein so futuristisches Gerät wie den Wärmerückgewinnungsgenerator zu bedienen, geschweige denn zu reparieren? So ist es wohl kein Zufall, daß ausgerechnet Mirko das Multihandy dabei hat, als die Regeleinrichtung der Raumklimasteuerung im Kinderzimmer ausfällt. Und sicher ist es

auch kein Zufall, daß das Ehepaar zwei Kinder hat, einen 7 Jahre alten Stammhalter und ein zeit- und alters-, aber keineswegs geschlechtsloses Nesthäkchen. So erfüllt sich hier der uralte Wunsch nach einem Erstgeborenen und Stammhalter, der Thomas Manns versagt blieb. Im Verein mit seinem Sohn kann Mirko P. jedenfalls das technische Problem lösen. Dank der Männer im Haus darf Nadja bei ihren Kuschtieren bleiben, bis sie mit ihrem lauten Weinen den Vater beim Fernsehen stört.

All das klingt eher wie ein Märchen aus der „guten“ alten Zeit der 50er Jahre, etwas aufgepeppt und verfremdet, aber in der Substanz vollständig intakt. Fazit des Blicks in die Zukunft: Nicht nur scheint die Geschlechterpolarität im Jahr 2015 noch völlig in Ordnung zu sein, hinter den Work-Centers, Vidifonen, Teleberatern und Messageboxen lugt darüber hinaus die heile Familie hervor, wenn auch ein Teil der Mütter nun arbeiten darf – dank der unterbezahlten Arbeit anderer Frauen.

Auch ein Zukunftsszenario entwerfen die Filme *Terminator 1* und *2* mit Arnold Schwarzenegger. Auf den ersten Blick zeichnen sie eine deprimierende, düstere Zukunft. Nur ein Jahrzehnt liegt zwischen der Momentaufnahme aus dem Alltag der schmucken, wenn auch etwas braven, Familie P. und dem erbarmungslosen Kampf zwischen Maschine und Mensch im *Terminator*, in dem es ums nackte Überleben geht. Was auf den ersten Blick wie eine recht gewalttätige Horrorvision aussieht, erweist sich in der Geschlechterfrage jedoch als erheblich einfallsreicher als das Zukunftsszenario der Zukunftsforschung. Die *Terminator*filme experimentieren damit, was Weiblichkeit und Männlichkeit, Mutterschaft und Vaterschaft bedeuten könnte. In einer der bemerkenswertesten Szenen in *Terminator 2* reflektiert Sarah O'Connor darüber, daß der Cyborg mit seiner bedingungslosen, weil fest einprogrammierten Loyalität zu ihrem Sohn ein weitaus zuverlässigerer Vater ist, als es je ein Mann war. Cyborgs, so eine mögliche Lesart des Films, sind Männern überlegen, aber nicht den Frauen.³

Science-Fiction-Autoren und Autorinnen, so hat eine der besten unter ihnen, Ursula K. Le Guin (1983), im Vorwort zu „The Left Hand of Darkness“, – ihrer androgynen Gesellschaftsphantasie – ausgeführt, reden nicht von der Zukunft, machen keine Vorhersagen. „Alles was sie versuchen, ist, Dir zu erzählen, was sie sind, und was Du bist – was passiert – wie ist das Wetter heute, in diesem Moment, der Regen, das Sonnenlicht, sieh hin!“⁴ Auch wissenschaftlich verbrämte Zukunftsvisionen treffen immer Aussagen über und für die Gegenwart.

So gesehen ist es nicht verwunderlich, daß die Situation bei Familie P. erhebliche Ähnlichkeiten mit den mit Teleheimarbeit bisher gewonnenen Erfahrungen aufweist. Die in Deutschland durchgeführten Pilotprojekte kamen übereinstimmend zu dem Ergebnis, daß Teleheimarbeit für Frauen in der Regel die Probleme der Doppelbelastung durch Familie und Beruf verstärkt und zu einer deutlich höheren physischen und psychischen Belastung führt (vgl. Schulz/Staiger 1993: 188). Die italienische Europaabgeordnete Luciana Castellina hat die aus der Teleheimarbeit für Frauen erwachsenden Probleme in einer Frage festgehalten: „Aber ist es gut für Frauen, mit einer Hand den PC zu bedienen, mit der anderen die Suppe zu kochen und mit den Füßen das Kind daran zu hindern, den Finger in die Steckdose zu halten – und den ganzen Tag in der Obsession zu sein, keine Pause zwischen Arbeit und Leben zu haben?“ (zit. nach Roether 1996: 7)

Für Männer dagegen verstärkt sich die Doppelbelastung in der Regel nicht. Teleheimarbeit, so belegt eine Studie aus England, hat für Männer und Frauen sehr

³ Eine ausführliche Würdigung der Filme kann ich an dieser Stelle nicht vornehmen. Die Vielfalt der möglichen Lesarten wird jedoch in einer Kontroverse über die Angemessenheit der Tiefenhermeneutik bei der Interpretation von *Terminator 2* in der Zeitschrift *medien praktisch* deutlich (vgl. Kšnig 1995, 1994a, 1994b, 1994c, 1994d; Mikos 1995; Winter 1996).

⁴ Übersetzungen aus dem Englischen stammen von mir – E.K..

unterschiedliche Konsequenzen. Der Autor, Roger Silverstone (1995: 70), schreibt: „Der männliche Telearbeiter kann das Büro nach Hause bringen, ohne daß dies signifikante Auswirkungen auf seinen Gesamtbeitrag zum alltäglichen Leben des Haushalts hat. Die Tatsache, daß er nun den größten Teil des Tages zu Hause ist, trägt (selbst dann, wenn seine Frau außerhalb arbeitet) nicht notwendig dazu bei, einen ‚neuen Mann‘ hervorzubringen. Die Milch bleibt auf der Eingangstreppe bis seine Frau vom Büro nach Hause kommt. Und seine Beziehung zur Mikrowelle erschöpft sich vermutlich in einigen ungenießbaren Experimenten.“ Das muß nicht zwingend so sein, aber in vielen Fällen scheint es so zu sein: Die Heimarbeit – ob Tele oder nicht spielt dabei gar keine Rolle – berührt die bestehende Rollenverteilung kaum. Vielmehr bestimmt die existierende Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern, welche Formen Teleheimarbeit annimmt und welche Auswirkungen sie hat.⁵

3. Technologien und Konsumpraxen (Zwischengedanken)

Roger Silverstone sieht die Ergebnisse der Studie als eine Bestätigung seiner zentralen These an: Die gegenwärtigen technologischen Entwicklungen, wie bahnbrechend sie auch erscheinen mögen, werden keine soziale und kulturelle Revolution bewirken. Technologien entfalten vielmehr ihre Wirkung im Rahmen der Konsumpraxis der Haushalte und Familien, die die Technologien aneignen, anwenden und in diesem Prozeß auch konvertieren, d.h. im Rahmen ihrer Lebensweise eigenwillig nutzen. Die Konsumenten und Konsumentinnen von technologischen Konsumgütern entdecken regelmäßig Verwendungformen, die jenseits der ursprünglichen Vermarktungsstrategien liegen (vgl. Wetzstein 1995). Hörning (1988) hat diesen Prozeß als „semiotische Transformation“ bezeichnet. So wurde beispielsweise der CD-Spieler ursprünglich mit seinem guten Klang angepriesen. In der Tat kaufte ein befreundeter Musiker und Komponist einen der ersten CD-Spieler zu einem heute unglaublichen Preis, um Aufnahmen in Konzertqualität hören zu können. Die Mehrzahl der CD-Spieler wurde aber wohl aus einem anderen Grund angeschafft: weil es eine praktische Technologie ist, besser zu handhaben, leichter zu bedienen, unempfindlicher und benutzerfreundlicher als der Plattenspieler. Diese eigenwillige Nutzung von Technologien in den Privathaushalten ist ein Grund dafür, warum es in der Einführung von Technologien immer wieder zu gravierenden Fehleinschätzungen kommt – auch BTX und Mobilfunk liefern dafür Anschauungsmaterial.

Alle Technologien, die den Prozeß der mobilen Privatisierung mit anschoben und weiter vorantrieben, mußten vom Konsumenten und den für den Konsum zuständigen Privathaushalten zunächst angeeignet, in Gebrauch genommen werden. Weigerten sich die potentiellen RezipientInnen einer technischen Neuerung dafür Geld auszugeben, lehnten die potentiellen KäuferInnen die Innovation ab, dann blieb diese wirkungs- und folgenlos. So geschehen mit dem praktischen „Fernsehofen“ in den 50er Jahren, der sichern sollte, daß trotz erhöhtem Fernsehkonsum die Hausfrau ihre familiären Pflichten nicht vergaß (vgl. Spiegel 1992). Unten der Braten, oben das Bild – keine schlechte Idee, aber von den KonsumentInnen abgelehnt. Ein gegenläufiges Beispiel liefert das Fernsehen. Gegenüber dem Kino war es eine minderwertige Technologie und blieb vor allem in den Anfangsjahren der Flimmerkiste hinter dessen visuellen Qualitäten weit zurück (vgl. Williams 1974: 28-29). Aber trotz Schwarzweißbildern und kleinem Bildschirm wurde das Fernsehen breit akzeptiert. Die angenommenen sozialen Vorteile, vor allem die Möglichkeit, es in die privatisierten familiären Beziehungen und individualisierten Freizeitaktivitäten einzubinden, wogen

⁵ Dabei ist die quantitative Bedeutung von Teleheimarbeit in der Vergangenheit weit überschätzt worden. „Auch für Deutschland wurde bereits anfangs der 80er Jahre vielfach eine weite Verbreitung von Teleheimarbeitsplätzen vorhergesagt. Tatsächlich waren es 1990 höchstens 2000.000 (Gäßner/Kuom/Schulz 1995: 34) Andere Schätzungen sprechen von heute 30.000 bis maximal 150.000 neu geschaffenen Arbeitsplätzen (vgl. Roether 1996: 7).“

offenbar seine unmittelbaren technischen Defizite auf. Das Fernsehen wurde nicht zum „Pantoffelkino“ – als solches hätte es vermutlich wenig Chancen gehabt –, sondern wurde im Prozeß der Nutzung und Aneignung zu einem ganz anderen Medium als der Film. Das bedeutet: „Minderwertige“ technologische Entwicklungen haben eine Chance, sich durchzusetzen, wenn die Konsumenten und Konsumentinnen sie akzeptieren, also als neue Möglichkeit der Freizeitgestaltung und als Erweiterung ihres Handlungs- und Interaktionsraums entdecken.

Beide Beispiele demonstrieren den engen Zusammenhang von sozialen und technologischen Beziehungen, von gesellschaftlichen und technischen Entwicklungen. Technologieaneignung und Technologieanwendung ist in den privaten Haushalten immer doppelt bestimmt: Einerseits beinhalten sie die Domestizierung von Technologien und Diensten durch die Nutzer und Verbraucherinnen. Andererseits dienen die technischen Konsumgüter dazu, zu zeigen, was und wer man ist, d.h. sie werden zum Mittel des Individuums und der sozialen Gruppen, um Identitätsfragen zu bearbeiten. Deshalb sind Entwicklung, Nutzung und Wirkung neuer Technologien ohne die Berücksichtigung der in der Gesellschaft wirkenden sozialen Beziehungen und gesellschaftlichen Macht- und Dominanzverhältnisse nicht wirklich zu begreifen.

All das verweist auch auf die Bedeutung des Geschlechts im Prozeß der Aneignung und Anwendung von Technologien. Geschlecht ist ein grundlegendes Strukturmerkmal gesellschaftlicher Institutionen und vielleicht *das* wesentlichste Identitätsmerkmal der Individuen. Die amerikanische Wissenschaftlerin Cynthia Cockburn (1992: 32) hat vor diesem Hintergrund ausgeführt, „daß die sich in der Technologieaneignung ausdrückenden sozialen Beziehungen Geschlechterbeziehungen sind, daß Technologie in die geschlechtlichen Identitäten eingeht, und (...) daß Technologie selbst ohne Bezugnahme auf das Geschlecht nicht wirklich verstanden werden kann.“

Unter einer geschlechtsspezifischen Beobachtungsperspektive stellen sich prinzipiell drei Fragen im Zusammenhang mit technologischen Entwicklungen:

- Erstens, wie drückt sich das gesellschaftliche Geschlechterverhältnis – ein Macht- und Herrschaftsverhältnis – in den Technologien aus?
- Zweitens, wie gehen Männer und Frauen mit Technologien um, welche Bedeutung erlangen diese im geschlechterdifferent gelebten und erlebten Alltag?
- Und drittens, wie üben Menschen in der Aneignung von Technologien jeweils ihr Geschlechtszugehörigkeit aus?

Diese drei Fragen umreißen die unter dem Stichwort „gendered technologies“ – zunächst vor allem im Rahmen des britischen Cultural Studies Ansatzes – geführte Debatte.

4. „Gendered technologies“

Das Radio wurde als technisches Spielzeug für den Mann und den männlichen Heranwachsenden eingeführt, die daran herumbasteln konnten, technische Kompetenz in der Beherrschung des noch unausgereiften Massenmediums beweisen durften (vgl. zur Entwicklung des Radios Boddy 1994; Moores 1993: 70-116). Ganz ähnlich verlief auch die Markteinführung des Videorecorders, des CD-Spielers und des Computers. Wie heute das Internet war Radio in den zwanziger Jahren zunächst vor allem ein Hobby für einige überwiegend gut gebildete und vorwiegend junge männliche Konsumenten.⁶

⁶ Der Computer ist vom technischen Spielzeug zum Massenmedium herangereift. Aber auch heute gibt es noch die Freaks, die Tüftler und Bastler an der Hardware, die Programmierer ihrer eigenen Software neben einer Mehrzahl der Nutzer und Nutzerinnen, die überwiegend die Aneignung der Programme beschäftigt. So finden sich im Serviceteil des „Computer Special“ 1996 des *Zeit-magazin* (Nr. 11 vom 8.3.1996: 56-58) vor allem Empfehlungen für den Eigenbau des Computers. Die „Geräte von der Stange“ seien demgegenüber wenig auf die persönlichen Bedürfnisse

Entsprechend der Männerdominanz im Produktions- und Entwicklungsprozeß richtet sich die Markteinführung neuer Technologien in der Regel an einen männlichen Konsumenten, bezieht sich auf den männlichen Lebenszusammenhang, die männlichen kommunikativen Interessen und Stile. Barbara Böttger und Barbara Mettler-Meibom (1990) haben beispielsweise vermerkt, daß in den rein ökonomisch motivierten Ideen von Informatisierung Interessen, die sich aus dem alltäglichen Lebensvollzug der Menschen ergeben, nicht zum Ausdruck kommen. Das ist einer der Gründe dafür, warum Frauen die Informationsrevolution anscheinend ziemlich kalt läßt. Warum sollen sie die neuen Informations- und Kommunikationstechnologien anwenden, wenn sie nicht wissen, wozu sie die Informationen gebrauchen können und wie diese ihnen bei der Bewältigung des Lebens helfen. Die Betonung der instrumentellen Funktion neuer Technologien und ihrer Präsentation als technische „Geräte“ sprechen vor allem männliche Phantasien von Macht und Kontrolle an.

Für die Frauen stellte sich das Radio demgegenüber viel ambivalenter dar. Mit seinem noch wenig ansprechenden Äußeren galt es ein häßliches Möbelstück, dessen Antennen die Wohnung verschandelten. Zugleich brachte es Frauen in ihrer „ureigensten“ Wirkungssphäre zum Schweigen, weil die Männer und männlichen Jugendlichen Ruhe benötigten, um die noch schwachen Signale überhaupt empfangen zu können (Moore 1993: 79-80). Eine Anzeige für die „Antennenmatte“, die die häßlichen Kabel verdecken sollte, ein Foto vom Radiolautsprecher, der in einer riesigen Muschel steckt, all dies zeugt von den Anstrengungen der Industrie, auch die Konsumentinnen zu erreichen und über diese ein Familienpublikum zu gewinnen. Das gelang schließlich auch mit der Entwicklung von kleineren Lautsprechern und eines ansprechenderen Designs, mit der größeren Verlässlichkeit der Geräte, ihrer einfacheren Handhabung und mit parallel dazu entworfenen neuen Programmkonzepten und Marketingstrategien. Das Radio bot sich so als Begleiter der Hausfrau an, wie es in einer RTL-Werbung hieß, und wurde von dieser Zielgruppe mehr und mehr akzeptiert.

Die Geschichte des Hörfunks verdeutlicht, daß Massenmedien nicht an sich männlich oder weiblich sind, sondern in die Entwicklung und Einführung neuer Technologien das Geschlechter- und Generationenverhältnis eingeschrieben ist und in der Aneignung von Technologien neu ausgehandelt wird. „(...) ein Stück neu eingeführte technologische Hardware wird zum symbolischen Austragungsort der (in der Regel geschlechtlich unterlegten) Spannungen im Familienkontext,“ so sieht es der britische Medienwissenschaftler Shaun Moore (1993: 80). Dabei findet häufig, wenn auch nicht immer, eine Verstärkung und Bestätigung der asymmetrischen Positionierung von Männern und Frauen in den Familien statt (vgl. die zusammenfassende Darstellung in Frissen 1994).

Die Fernbedienungen von Fernsehen und Video liegen in Deutschland wie auch in anderen Ländern überwiegend in der Hand von Männern (vgl. Röser/Kroll 1995: 36; für den englischsprachigen Raum Dines/Humez 1995). Diese Kontrolle über die Fernbedienung bringt zugleich die familiäre Machtstruktur zum Ausdruck und bestätigt diese. Wer über die Fernbedienung verfügt, kann seine Programminteressen besser und wirkungsvoller durchsetzen, kann autonom und relativ unabhängig entscheiden. Die anderen dagegen müssen ihre Programmvorlieben mit den übrigen Familienmitgliedern absprechen und im Konfliktfall argumentativ verteidigen.

Daß die Kontrolle über die Fernbedienung und damit die Sehentscheidung häufig bei den Männern in der Familie liegt, ist kein Zufall, sondern hängt auch mit der technischen Anlage des Gerätes zusammen.⁷ Die Fernbedienungen sind oft so nutzerunfreundlich gestaltet,

der NutzerInnen zugeschnitten.

⁷ Die Komplexität der Fernbedienung, an der Frauen aber auch Männer scheitern, ist dabei keineswegs intendiert und ökonomisch sogar kontraproduktiv. Über die Gestaltung der Fernbedienung wird deshalb intensiv nachgedacht. Die Popularität von ShowView hat viel damit zu tun, daß die Programmierung des Videorecorders

daß ein ausgesprochen technisches Interesse zu ihrer umfassenden Beherrschung gehört, das Frauen häufig nicht haben. Bei anderen Geräten, vor allem in der Computertechnologie, ist das noch ausgeprägter. Zumutungen an die BenutzerInnen zählt Clifford Stoll zu jenen technologischen Riten, durch die OutsiderInnen der Zugang zur Welt der Computer versperrt wird. In seinem Bestseller, die „Die Wüste Internet“ (1996: 102) findet sich ein anschauliches Beispiel dafür: "Mein Modem hat Lämpchen, die mit CTS, DTR, CD, RX, TX und AA bezeichnet sind. Nun weiß ich, daß sich dahinter *clear to send*, *data terminal ready*, *carrier detect* und Ähnliches verbirgt. Aber ich bin wütend darüber, daß Ingenieure systematisch kryptische Bezeichnungen verwenden, die die Technologie mystifizieren und normalen Menschen den Zugang verwehren. Und überhaupt, wozu *clear to send*? Warum keine Lämpchen mit den Informationen *Computer nicht angeschlossen*, oder *Modem hat Problem*, oder gar *Verbindung ganz ausgezeichnet*?"

Unter den „normalen Menschen“ mit beschränktem Zugangsrecht zur Welt der Technologie sind Frauen traditionell gut vertreten. Frauen bekunden häufig ein ausgesprochenes Desinteresse am funktionsunabhängigen Experimentieren mit technischen Spielzeugen. Eine der vorliegenden Studien zum Internet zeigt, daß Frauen die Netze vor allem dann nutzen, wenn es beruflich erforderlich ist, aber weit weniger Zeit als Männer mit der privaten Nutzung, mit Spielen oder dem Chat in Usergroups verbringen.

Traditionell ist der Zugang von Frauen zu Technologieentwicklungen durch ihre familiäre Rolle bestimmt. Wenn RezipientInnen aufgefordert werden, über die Nutzung von Informations- und Kommunikationsmedien nachzudenken, betonen Frauen bis heute deren expressive Funktion als Medium, als Vermittler zwischen Individuum und Umwelt, während Männer die instrumentellen Funktionen und die damit gegebenen Möglichkeiten sozialer Abgrenzung hervorheben (vgl. Livingstone 1992). Frauen bedienen vor allem solche technischen Geräte und eignen sie sich an, die wie der Herd oder die Waschmaschine zur Erfüllung ihrer häuslichen Aufgaben dienen oder wie das Fernsehen oder das Telefon zur familiären Freizeitbeschäftigung und zur Pflege sozialer Kontakte genutzt werden. Solange das Radio ein technisches Spielzeug blieb und das Telefon in erster Linie als Medium zur besseren Bewältigung von Aufgaben in der Erwerbsarbeit galt, interessierten diese Medien Frauen kaum. Erst als das Radio als „Familienmedium“ vermarktet wurde und den Hausfrauen tagsüber Ratschläge für die Bewältigung ihrer Haus- und Familienarbeit vermittelte, wandte sich auch das weibliche Publikum dem neuen Massenmedium zu. Erst als Frauen das Telefon als Mittel entdeckten, soziale und verwandtschaftliche Kontakte auch über räumliche Entfernungen hin aufrechtzuerhalten, nutzten sie die „Strippe“ in größerem Umfang (vgl. Rakow 1986).

Geschlechterdifferente Positionen im Umgang mit technologischen Entwicklungen sind aber nicht geschlechtsspezifisch, nicht „männlich“ oder „weiblich“. Vielmehr gilt: In der Art und Weise ihrer Aneignung und Auseinandersetzung mit Technologien drücken Menschen ihre Geschlechtszugehörigkeit aus, geben sie sich *als Frauen* oder *als Männer* zu erkennen. In den vorliegenden Untersuchungen zur Computernutzung von Jungen und Mädchen nehmen erstere in der Regel die Position des wissenden Insiders, letztere die des nur bedingt kompetenten Outsiders ein (vgl. Volman 1995; Ritter 1994). Diese Sichtweise hängt nicht vorrangig vom tatsächlichen Können und den im Umgang mit dem Computer gesammelten Erfahrungen ab, sondern ist vor allem das Resultat einer Selbstpositionierung, mit der Heranwachsende sich ihr Geschlecht aneignen, es darstellen und bestätigen. Eine simple Beobachtung zeigt, daß die von Mädchen und Jungen jeweils gewählte Haltung kein Ausdruck eines geschlechtsspezifischen Technikverständnisses ist, sondern in die

dabei einem einfachen Prinzip folgt, auch wenn der verwendete Zahlencode immer noch lang und unübersichtlich wirkt.

Computertechnologie vielmehr die gesellschaftliche Beziehung zwischen Männern und Frauen eingeschrieben ist.

Die vermeintlich so technisch unverständigen Frauen bedienen problemlos ein relativ kompliziertes technisches Gerät wie eine Waschmaschine, während viele der vermeintlich so technikkompetenten Männer unfähig sind, die Waschmaschine angemessen zu betätigen. Einer Umfrage des Forsa-Instituts von 1996 zufolge, durchgeführt im Auftrag der *Brigitte*, wissen 30% der deutschen Ehemänner nicht, wie eine Waschmaschine „programmiert“ wird (AP-Meldung vom 5.3.1996). Technikkompetenz ist nicht geschlechtsspezifisch, sondern Menschen agieren in der Aneignung von Technologie *wie eine Frau* oder *wie ein Mann*. Weil Schmutz zu beseitigen und Wäsche zu waschen Frauenarbeit ist, bedienen Frauen die Waschmaschine selbstverständlich, während zahlreiche Männer und insbesondere auch die technikbegeisterten pubertierenden Jungen staunend vor den Wäschebergen und den Schaltern und Knöpfen stehen. Die Fähigkeit oder Unfähigkeit, technische Geräte zu bedienen, hängt also von deren instrumenteller und sozialer Funktion ab, nicht von ihren technischen Eigenschaften. Das Verhalten und die Selbstpositionierung der Geschlechter in bezug auf die Waschmaschine oder den Computer bestätigt die Zuweisung familiärer Aufgaben an die Frauen und ihre Festlegung auf die untergeordneten, ausführenden und sozialen Tätigkeiten im Erwerbsleben. Aus diesem Grund taugt die „Technikskepsis“ von Frauen allein nicht als Hoffnungsträgerin technikkontrollierender und technikkritischer Alternativen.

In der historischen Perspektive haben Männer wie Frauen im Rahmen ihrer jeweiligen geschlechtsbezogenen Lebensaufgaben einen angemessenen, auf die Lösung spezifischer Aufgaben bezogenen Umgang mit Technologien erlernt, sich Technologien angeeignet, Technikkompetenz bewiesen. Als der Computer in die Büros einzog, war es keine Frage, ob die Sekretärinnen selbst ohne Einführungskurse die Handhabung des Geräts erlernen könnten, unabhängig davon, daß Frauen zuvor die Fähigkeit zur Computernutzung grundsätzlich abgesprochen wurde. Wird Technikkompetenz jedoch weitergehend als Einsicht in die Funktionsweise von technischen Geräten und als grundlegendes Verständnis von Technologien verstanden, so zeigt sich, daß heute die große Mehrzahl der Menschen, Männer wie Frauen, nicht technikkompetent sind, also beispielsweise nicht in der Lage sind, selbst einfache Störungen an den elektrischen Haushaltsgeräten zu beheben.

Die Geschlechterpolarität gibt einen Rahmen für den Umgang der Menschen mit technologischen Entwicklungen vor, determiniert diesen jedoch nicht. Die Auseinandersetzung mit Technologien und technischen Geräten ist vielmehr ein kontextbezogener, ambivalenter und widersprüchlicher Prozeß, wie eine Studie der englischen Medienwissenschaftlerin Ann Gray (1992, 1987) zum familiären Videokonsum veranschaulicht. Im familiären Interaktionsgefüge weigern sich Männer häufig, ihre Erfahrungen mit dem Videogerät an Frauen weiterzugeben, um ihre Kontrolle und Verfügungsgewalt über Sehentscheidungen nicht zu gefährden. Andererseits verzichten Rezipientinnen aber auch bewußt auf die Aneignung der Fernbedienung, täuschen Inkompetenz vor, um nicht noch eine zusätzliche, weitere familiäre Aufgabe zu erhalten (ebd.). Schließlich machen sich Frauen, die ihre Vorlieben für eine bestimmte Serie in der familiären Rezeptionssituation nicht durchsetzen können, manchmal mit der Nutzung des Videorecorders vertraut, um diese dann später allein oder mit Freundinnen zu verfolgen. Dadurch, daß Informations- und Kommunikationstechnologien zu Symbolen im familiären Interaktionsgefüge und zu Mitteln im Aushandeln alltäglicher sozialer Beziehungen und individueller Verhaltensspielräume werden, handeln Männer und Frauen nicht in jedem Fall im Sinne der Definition von sogenannten „männlichen“ und sogenannten „weiblichen“ Technologien, von den Frauen zugeschriebenem Küchengerät und den Männern zugeschriebenem Handwerkszeug (vgl. dazu die Studie zum Fernsehen von Spigel 1992).

Und selbst dann, wenn ihre Medienrezeption auf den ersten Blick den kulturellen Vorgaben entspricht, kann diese den ideologischen Bedeutungen von Technologien entgegenlaufen.

Eine Schlußbemerkung

Wie verändert es die Stellung der sozialen Subjekte zueinander, daß bereits Kinder in ihrer Auseinandersetzung mit dem Computer als das „spezifisch Menschliche“ solche Eigenschaften hervorheben, die in der kulturellen Entwicklung als „spezifisch weiblich“ galten? Sherry Turkle (1993: 69), Professorin am Massachusetts Institute of Technology, hat beobachtet: „Schon Kinder glauben, daß sich Menschen von Maschinenintelligenz durch Liebe und Gefühl, durch geistige und sinnliche Bedürfnisse und durch die häusliche Wärme und Vertrautheit unterscheiden.“ In diesem Zitat läßt sich die Unterscheidung von Maschinenintelligenz und Menschen bruchlos mit der von Männern und Frauen ersetzen. Der Satz liefert dann eine „klassische“ Definition der Geschlechterpolarität. Einerseits bestätigen Kinder so die Entgegensetzung von Technik und Frauen, Verstand und Emotion, Kälte und Wärme, der Welt draußen und dem Haus. Andererseits aber werden Frauen auch zum Synonym für den von Kindern wichtiger bewerteten und höher geachteten Menschen. Wie in den *Terminator*-Produktionen sind Männer und ist Männlichkeit den Cyborgs unterlegen.

Kündigt diese Umdeutung an, daß die (Horror-)Visionen der in der Gen- und Informationstechnologie arbeitenden Männer, die die Maschine zum besseren und perfekteren Menschen auserkoren haben, auf einen guten Nährboden in der nächsten Generation fallen? Zeigen sich im Gegenteil in solchen Alltagsphilosophien Möglichkeiten für Frauen, das gesellschaftliche Machtungleichgewicht zu ihren Gunsten zu verändern, ihren Erfahrungen größere gesellschaftliche Resonanz zu verleihen? Oder löst schließlich die durch die Computertechnologie angestoßene Auseinandersetzung des Menschen mit sich selbst den inneren Zusammenhang vom Geschlecht der sozial Handelnden und der Geschlechtlichkeit technologischer und kultureller Entwicklungen auf, wird Geschlecht mit der Möglichkeit, Körper zu verändern und künstliche Körper zu erschaffen, mit der so gegebenen Gelegenheit in virtuellen Welten variable geschlechtliche Identitäten anzunehmen, als Unterscheidung unbrauchbar? Wenn sich auch in der Netzkommunikation überwiegend Kommunikationsstile durchzusetzen scheinen, die die Teilnehmenden als Männer und Frauen ausweisen, so gibt es doch auch erste Berichte vom erfolgreichen Geschlechtertausch (vgl. z.B. *Spiegel special* 3/1996: 107).

Viele Fragen, die sich im Verhältnis von Geschlecht und Technologie als zwei gesellschaftlich zentralen sozialen Beziehungen stellen, sind noch nicht bearbeitet und meines Erachtens auch noch nicht entschieden. Die vorliegenden Diskussionsbeiträge, die sich um „gendered technologies“ drehen, zeigen jedoch, daß sowohl Allmachts- als auch Ohnmachtsphantasien, die sich an die Einführung neuer Informations- und Kommunikationstechnologien knüpfen, für das Verständnis der gesellschaftlichen Wirkungen der Multimediaentwicklung wenig hilfreich sind. Informations- und Kommunikationstechnologien entfalten ihre Wirkungen und erhalten ihre Bedeutung in der Art und Weise, wie Menschen diese in ihren immer sozial gelebten Alltag einbinden. In diesem Prozeß werden bestehende Machtungleichgewichte verfestigt, aber auch partiell hinterfragt und verändert. Die gesellschaftliche Auseinandersetzung mit der Technik ist ein vieldeutiger Prozeß und bleibt in bezug auf Geschlechterdefinitionen immer ambivalent. Insofern eröffnet weder der Aufruf zum Boykott noch der zum unreflektierten Einstieg in das Internet Frauen Möglichkeiten, sich aktiv an der Neuaushandlung des gesellschaftlichen Geschlechterverhältnisses zu beteiligen, die im Prozeß der Aneignung und Auseinandersetzung mit dieser Technologie geschieht. „Neue Männlichkeit“ und „neue

Weiblichkeit“, wie auch immer definiert, wird sich jedenfalls nicht auf technischem Wege durchsetzen.

Literaturverzeichnis

Beck-Gernsheim, Elisabeth

1980 Das halbierte Leben. Männerwelt Beruf. Frauenwelt Familie. Frankfurt a.M.

Boddy, William

1994 Archeologies of Electronic Vision and the Gendered Spectator. In: Screen, 35. Jg., Nr. 2, S. 105-122

Böttger, Barbara/Mettler-Meibom, Barbara

1990 Das Private und die Technik: Frauen zu den neuen Informations- und Kommunikationstechniken. Opladen

Cockburn, Cynthia

1992 The Circuit of Technology. Gender, Identity and Power. In: Silverstone, Roger/Hirsch, Eric (Hg.): Consuming Technologies. Media and Information in Domestic Spaces. London/New York, S. 32-47

Dines, Gail/Humez, Jean M.

1995 Home, Home on the Remote: Does Fascination with TV Technology Create Male-Dominated Family Entertainment? In: dies. (Hg.): Gender, Race and Class in Media. A Text-Reader. Thousand Oaks/London/New Delhi, S. 362-366

Dutton, William

1995 Driving into the future of communications? Check the rear view mirror. In: Emmott, Stephen J. (Hg.): Information Superhighways. Multimedia Users and Futures. London/San Diego/New York/Boston/Sydney/Tokyo/Toronto, S. 79-102

Frissen, Valerie

1994 Trapped in Electronic Cages? Gender and New Information Technologies in the Public and Private Domain. An Overview of Research. In: Angerer, Marie-Luise/Dorer, Johanna (Hg.): Gender und Medien. Theoretische Ansätze, empirische Befunde und Praxis der Massenkommunikation. Ein Textbuch zur Einführung. Wien, S. 198-213

Gaßner, Robert/Kuom, Matthias/Schulz, Beate

1995 Multimedia im Privathaushalt. Grundlagen, Chancen und Herausforderungen. Gutachten im Auftrag des Büros für Technikfolgen-Abschätzung beim Deutschen Bundestag. (= Werkstattberichte des Instituts für Zukunftsstudien und Technologiebewertung, Nr. 24) Berlin

Gerstendörfer, Monika

1994 Computerpornographie und virtuelle Gewalt. Die digital-symbolische Konstruktion von Weiblichkeit mit Hilfe der Informationstechnologie. In: beiträge zur feministischen theorie und praxis, 17. Jg., Heft 38, S. 11-22

Gray, Ann

1987 Behind Closed Doors. Video Recorders in the Home. In: Baehr, Helen/Dyer, Gilligan (Hg.): Boxed In. Women and Television. New York/London, S. 38-54

1992 Video Playtime. The Gendering of a Leisure Technology. London

Hörning, K. H.

1988 Technik im Alltag und die Widersprüche des Alltäglichen. In: Joerges, B. (Hg.): Technik im Alltag. Frankfurt a.M., S. 51-94

König, H.-D.

1994a Mutter und Sohn und ein Mann aus Stahl. In: medien praktisch, Nr. 1, S. 12-18

1994b Mutter und Sohn und ein Mann aus Stahl. In: medien praktisch, Nr. 2, S. 45-49

- 1994c Mutter und Sohn und ein Mann aus Stahl. In: medien praktisch, Nr. 3, S. 52-60
- 1994d Tiefenhermeneutik als sozialwissenschaftliche Methode. In: medien praktisch, Nr. 3, S. 58
- 1995 Filmerleben und ästhetische Illusion. In: medien praktisch, Nr. 2, S. 45-51
- Le Guin, Ursula K.
- 1983 Introduction. In: dies.: The Left Hand of Darkness. New York (ursprünglich 1969)
- Livingstone, Sonia M.
- 1992 The Meaning of Domestic Technologies. A Personal Construct Analysis of Familial Gender Relations. In: Silverstone, Roger/Hirsch, Eric (Hg.): Consuming Technologies. Media and Information in Domestic Spaces. London/New York, S. 113-130
- Mann, Erika
- 1988 Briefe und Antworten. Band 1: 1922-1950. München
- Mann, Katia
- 1974 Meine ungeschriebenen Memoiren. Tübingen
- Mikos, Lothar
- 1995 Die Faszination des Cyborgs im Actionkino. In: medien praktisch, Nr. 1, S. 47-53
- Moores, Shaun
- 1993 Interpreting Audiences. The Ethnography of Media Consumption. London/Thousand Oaks/New Delhi
- Morley, David
- 1986 Family Television. Cultural Power and Domestic Leisure. London
- Rakow, Lana F.
- 1986 Rethinking Gender Research in Communication. In: Journal of Communication, 36. Jg., Nr. 4, 11-26
- Ritter, Martina
- 1994 Computer oder Stöckelschuh? Eine empirische Untersuchung über Mädchen am Computer. Frankfurt a.M.
- Röser, Jutta/Kroll, Claudia
- 1995 Was Frauen und Männer vor dem Bildschirm erleben: Rezeption von Sexismus und Gewalt im Fernsehen. Studie im Auftrag des Ministeriums für die Gleichstellung von Frau und Mann des Landes Nordrhein-Westfalen. (= Dokumente und Berichte des Ministeriums für die Gleichstellung von Frau und Mann des Landes Nordrhein-Westfalen, Bd. 32) Düsseldorf
- Roether, Diemut
- 1996 Multimedia im Journalismus. Veränderungen der Berufsbilder – Neue Chancen für Frauen? Referat auf der Tagung „Frauen im Netz“ vom 9.-11. Oktober 1996 in Bergisch-Gladbach, veranstaltet von der Evangelischen Medienakademie und der Arbeitsgruppe Frauenforschung in der DGPK.
- Schulz, Beate/Staiger, Ulrich
- 1993 Flexible Zeit, flexibler Ort. Telearbeit im Multimedia-Zeitalter. (= ZukunftsStudien, Bd. 8) Weinheim/Basel
- Silverstone, Roger
- 1994 Television and Everyday Life. London/New York
- 1995 Media, communication, information and the ‚revolution‘ of everyday life. In: Emmott, Stephen J. (Hg.): Information Superhighways. Multimedia Users and Futures. London/San Diego/New York/Boston/Sydney/Tokyo/Toronto, S. 61-78
- Spigel, Lynn
- 1992 Make Room for TV. Television and the Family Ideal in Postwar America. Chicago/London

Stoll, Clifford

- 1996 Die Wüste Internet. Geisterfahrten auf der Datenautobahn. Frankfurt a.M. (amerikanische Originalausgabe: Silicon Snake Oil. Second Thoughts on the Information Highway. New York u.a. 1995)

Thierbach, Dieter

- 1995 Guten Abend, Japan! Guten Morgen, Amerika! In: *Spektrum der Wissenschaft*, Dossier 1: Datenautobahn, 2/1995, S. 12-19

Turkle, Sherry

- 1993 Aufwachsen im Zeitalter intelligenter Maschinen. Rekonstruktion des Psychologischen und Neubetrachtung des Menschlichen. In: Kurzweil, Raymond: KI. Das Zeitalter der künstlichen Intelligenz. München/Wien, S. 68-73

Volman, Monique

- 1995 Outsiders and Experts. Girls, Boys and Computers. Unveröffentlichter Vortrag gehalten auf der Konferenz „Look Now: Women and the Media in the Nineties“ veranstaltet vom Komitee „Women’s Studies Netherlands & Northrhine-Westfalia“ in Nijmegen, Niederlande vom 17.-18. November

Wetzstein, Thomas

- 1995 Informelle Aneignung von Computernetzwerken. Ergebnisse einer empirischen Untersuchung. In: Kubicek, Herbert u.a. (Hg.): Jahrbuch Telekommunikation und Gesellschaft 1995. Multimedia – Technik sucht Anwendung. Heidelberg, S. 124-139

Williams, Raymond

- 1974 Television. Technology and Cultural Form. London

Winter, Rainer

- 1996 Zur König/Mikos-Debatte. Kritische Bemerkungen zur Relevanz der Tiefenhermeneutik für die Medienforschung anlässlich der Interpretation von Terminator 2. In: *medien praktisch*, Nr. 1, S. 54-56